FORNIS'

1780

Das einzig ächte schweizerische

Heilmittel,

gegen alle Krankheiten, welche einem unreinen Zustand des Blutes entspringen:

Skropheln, Salzfluß, Verstopfung, Geschwüre, Schwindel, Dispepsia Rose, u.s.w.

ALPEN-KRÄUTER

Ist nicht in den Apotheken käuflich, sondern nur bei autorisirten Agenten zu haben. Stellt auf einem Platze keine Agentur bestehen, so schreibe man sogleich an den alleinigen Eigenthümer:

Dr. P. FAHRNEY,
112 & 114 S. Hoyne Ave., Chicago.

1891

Blutbeleber.

J. C. McKell,
Ingros Holzhandlung.
Office Ecke 7 und O Str., Lincoln

Anleihen
— auf —
Grund-Eigenthum
auf die Dauer verschiedener Jahre
— auf —
cultivirte Farmen.

R E Moore,
Richards Block LINCOLN, NEB

Frau F. Volkmann,
die einzige geprüfte deutsche
Hebamme,
praktizirt seit sieben Jahren mit den besten Erfolgen in hiesiger Stadt und empfiehlt sich den geehrten Familien bei Geburtsfällen auf das Angelegentlichste.
Entbindungen können auch in meiner Wohnung vorgenommen werden da ich die nur dieser zu Gebote gestandenen Räume bedeutend erweitert und recht comfortabel habe richten lassen.
Wohnung: Südwestecke 8te und L Straße, Lincoln, Neb.

THE ELKHORN
— von —
Wm. Brokelmeyer.
Wein- und Bier-Wirthschaft.
Phil. Best berühmtes Milwaukee Lagerbier stets vorräthig.
Ecke 10. & N Straße, No 146,
LINCOLN, NEB

RED STAR LINE.
Ver. Staaten und königl. belgische Post-Dampfschiffe.
Direkte Post-Dampfer wöchentlich
— zwischen —
New York und Antwerpen, Philadelphia und Antwerpen.
Erste und zweite Kajüte sehr billig.
Excursion-Tickets zu reduzirten Preisen.
Zwischendeck zu sehr mäßigen Preisen.
Durchfahrt frei.
INTERNATIONAL NAVIGATION CO.,
General Agenten, 6 Bowling Green, New York.
Bequeme Route nach der Rheingegend, Deutschland, Frankreich, Oesterreich und der Schweiz.
Elektrisches Licht, elektrische Glocken und Dampfheizung. Fleischdeck auf demselben Verdeck wie die erste und zweite Kajüte.
Wasmansdorf & Heinemann
Paß-Agenten für den Westen, Chicago, Ill.
Nähere Auskunft bei
Henry Staal, Lincoln,
A. C. Ziemer, Nebraska

C. EHLERS,
Deutscher Schneidermeister,
wünscht hiermit dem verehrten Publikum bekannt zu machen, daß er sein bekanntes Schneidergeschäft nach der
südlichen 11. Straße,
(neben John Schmittel's Restauration)
verlegt hat und empfiehlt sich derselbe für Anfertigung von Herren-Kleidern nach dem modernsten Schnitt unter Zusicherung promptester und billigster Bedienung.
C. Ehlers,
No. 110 nördl. 11. Straße.

ST. CHARLES HOTEL!
— Von —
Christ. Rocke,
O Straße zw. 7. & 8., Lincoln, Neb
Kost und Logis: $4.50—$7.00 pro Woche
" " $1.25—$1.50 pro Tag.
Einzelne Mahlzeiten 25 Cents.
Die Zimmer sind luftig, elegant und comfortabel eingerichtet, sodaß das St Charles Hotel unstreitig eines der besten Gasthäuser des Westens ist. Da der Besitzer des Hotels, Herr Christ Rocke, selbst ein Deutscher ist und auf eine vorzügliche Küche großen Werth legt, so findet das deutsche Publikum dasselbe stets eine äußerst prompte Bedienung.

Grocery Store & Bakery
— von —
Louis Veith & Bruder
No. 909 O Straße,
gegenüber der Post Office
Das älteste deutsche Geschäft in der Stadt
Der Platz wo Jedermann die billigsten und feinsten Lebensmittel zu den
niedrigsten Preisen haben kann.
Delicatessen eine Spezialität!
Kunden vom Lande erhalten die höchsten Preise für Butter, Eier, usw.
Wir sind jetzt in der Lage, daß „Storekeepers" vom Lande ihren Bedarf so billig und gut bei uns für Butter, Eier oder für Baar beziehen können, als von irgend einem andern Haus in der Stadt.

Pastor König's Nerven Stärker.
Ein natürliches Heilmittel für
Fallsucht, Hysterie, Veitstanz, Nervosität, Hypochondrie, Melancholie, Schlaflosigkeit, Schwindel, Trunksucht, Rückenmark- und Gehirn-Schwächen.
Diese Medizin hat eine direkte Wirkung auf die Nervenzentren, beseitigt alles Nervöse und befördert den Zufluß des Nerven-Fluidums. Es ist eine Zusammensetzung, welche nie schadet oder unangenehm wirkt.
Das Buch über Nervenleidende wird Jedem, der es verlangt, frei zugesandt, und Atzte sind die Medizin umsonst geliefert.
Diese Medizin wurde seit zehn Jahren von Pastor König in Fort Wayne, Ind., gebereitet und jetzt unter seiner Anleitung von der
König Medicine Co.,
300 West-Madison Str. Chicago, Ill.
Preis $1.00 per Flasche, sechs Flaschen für $5.00.
Kommt in Flaschen von 25 Cents an.

Wenn Männer krank sind.

Episode aus dem Leben einer Frau.

Mitgetheilt von Manuel Schnitzer.

Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich schon erwähnt habe, daß Julius, mein Mann, der rüchsichtsvollste Mensch ist, den es überhaupt geben kann. Um mir einen kleinen Schmerz oder Aerger zu ersparen, wäre er, wie er sich ein wenig drastisch ausdrückt — trotz der ihm angeborenen Sanftmuth nämlich und trotz einer Schüchternheit im öffentlichen Auftreten ist er innerhalb seiner vier Wände ein leidenschaftlicher Freund starker Worte — wäre er im Stande, einen Todtschlag unter erschwerenden Umständen zu begehen; wahrscheinlich nimmt er an, daß mir dies besonderes Vergnügen bereiten möchte. — So hat er erst neulich, weil er glaubte, ich könnte mich über sein unverantwortlich langes Ausbleiben ärgern — wissen möchte ich doch, was für wichtige Dinge er im Kafe mit seinen Kollegen von der Feder (er ist Schriftsteller) so eingehend zu verhandeln hat — sich auf dem Heimwege noch rasch einen Zahn ziehen lassen, dessen Entfernung ich vor drei Jahren vergebens gewünscht hatte. Der arme, liebe Kerl! Der Zahn schmerzte ihn natürlich nicht mehr, da der Nerv desselben gründlich getödtet worden war. —

Doch dies gehört eigentlich nicht zu der Geschichte, welche ich hier erzählen will — es dient nur zur Charakterisirung meines lieben Julius, der gestern gegen elf Uhr Vormittags, vom Besuch seiner Redaktion zurückkehrend, mit einem tiefen Stöhnen in das Zimmer trat, wo ich mich eben aufhielt. Als er mich bemerkte, fuhr er zusammen, griff hastig nach der Lehne eines Sessels und hielt sich daran fest.

„Oh," sagte er mühsam, „verzeih, ich wußte nicht, daß Du hier bist." Dabei erschien ein so schmerzhaftes Lächeln in seinem bleichen Gesicht, daß ich, einigermaßen beunruhigt, mich rasch erhob und auf ihn zuging.

„Julius," rief ich, „ist Dir etwas zugestoßen? Du siehst so sonderbar aus. Bist Du krank?"

Das Lächeln wurde schmerzhafter.

„Ach, nichts, wirklich nichts — eine Kleinigkeit —" stieß er mit einem Seufzer hervor, während er sein linkes Bein in die Höhe zog, „daß Du auch so schreckhaft bist, Marianne. — Du siehst ja, daß ich noch nicht todt bin. — Ich wollte Dich langsam und mit aller Vorsicht vorbereiten — o, dieser Schmerz, dieser wahnsinnige Schmerz —"

Mich überfiel jetzt wirklich die Angst. „Um Gottes willen, Julius! Was ist denn geschehen? So sprich doch — so sprich —" Ich konnte vor Zittern nicht weiter.

Er hatte sich in den Lehnstuhl geworfen.

„Beruhige Dich doch Marianne. Du steckst mich ja an mit Deiner Furcht," stöhnte er mit matter Stimme, das linke Bein langsam ausstreckend und mit einem Fluch wieder zurückziehend, was allerdings ein bischen drollig aussah, „siehst Du, anfangs, als ich aufstand, habe ich gar nichts gefühlt — aber dann, im Wagen — da hat's — hat's angefangen — ja — o — oh — ooh. — Und später die Treppen. — Eine Klei — Kleinig — keit, ich versichere — oh —"

„Bist Du — übersahren worden?" schrie ich auf.

„Nein," hauchte er, „gestürzt —"

„Um Gottes willen!"

„Sieht Du, Marianne, ich wollte Dich doch vorbereiten — weiß ja, wie es Dich angreift, dies so auf einmal —" Er brach ab.

„O," kreischte ich in schlotternder Furcht, „so sprich doch — foltere mich nicht —"

„Ja — ja — als ich zur Redaktion — die Treppen — gestolpert — auf's Knie gefall — o — diese Schmerzen, diese — ich wollte Dich ja vorbereiten," murmelte er, während ich schon an seiner Seite stand und die Wunde entblößte.

Es war eigentlich keine Wunde auf der Kniescheibe, sondern eine roth und blau angelaufene Schwellung in der Größe eines Markstückes. Die Sache schien mir durchaus nicht gefährlich, mochte aber in der That recht schmerzhaft sein. Als ich daran rührte, schrie Julius auf und schloß die Augen.

„O — Marianne — nein, blick' nicht hin — es muß entsetzlich aussehen — aber ich wollte Dich ja erst vorbereiten — Mit Deiner Aengstlichkeit —"

Mit einem Seufzer der Erleichterung sagte ich sanft:

„Jetzt mußt Du jedenfalls zu Bett, lieber Julius! — Armer Junge, wie Du mich erschreckt hast — Ein bischen Ruhe wird Dir gut thun. Ich werde Dir Eisumschläge machen."

„Wie gut Du bist, Marianne," hauchte er, während ich ihn an das Bett führte. Plötzlich blieb er stehen und stöhnte, mich ganz sonderbar ansehend, „Du meinst doch nicht, Marianne — oh — ooh —"

„Was denn, Julius?"

„Daß — gefährlich —" kam es stockend über seine Lippen. „Das darfst Du nicht glauben — nein — versprich mir —"

„Ja doch, liebes Herz. Ich verspreche Dir. Indeß, ich kann ja unseren Hausarzt verständigen —"

„Auf keinen Fall," fiel Julius ein. „Der würde Dich — noch mehr beunruhigen — als — ah — brr — als Du bist — oh — brr —"

„Ach, Schatz," meinte ich heiter, „ich bin ja gar nicht beunruhigt."

„Wie lieb Du bist," sagte er schwach, „wie lieb. — Das soll mich stärken, mir Muth machen — ooh — ich verstehe — also keinen Arzt — vorläufig —"

Dann, als er endlich im Bette lag und ich in die Küche gehen wollte, um die Eiskompresse zu machen, rief er mich zurück und fragte mit zitternder Stimme: „Du glaubst doch nicht — daß das lange — dauern kann — siehst Du — vorhin wollte ich Dich vorbereiten — Du glaubst doch nicht, daß — meine Krankheit vielleicht einen Monat — vielleicht ein Jahr — ich fühle einen solchen Schmerz —"

„Bis zum Abend, denke ich, Schatz —"

Er sah mich eine Weile lang eigenthümlich an. Dann kam etwas Finsteres in sein Gesicht.

„Geh', hol' mir die Eiskompresse," sagte er plötzlich mürrisch.

Während ich in der Küche das Nöthige veranlaßte, hörte ich meinen Mann stöhnen. Daß er, wie alle gesunden und starken Männer, sehr wehleidig, das wußte ich. Er hatte gewiß auch Furcht. Um ihm die vertreiben zu lassen, entschloß ich mich dennoch, das Dienstmädchen um unseren Arzt zu schicken.

Hierauf begab ich mich wieder in's Krankenzimmer zurück. Dort fand ich meinen armen Mann in einer merkwürdigen Stimmung.

„Daß Du mich — so lange — würdest warten lassen," murmelte er verdrießlich, „hätte ich nicht gedacht — in solchen Schmerzen — aber freilich, da es sich um mich handelt —"

Um ihn nicht zu reizen, antwortete ich nicht, sondern legte ihm die Kompresse an. Er schauerte leicht zusammen.

„Jetzt kannst Du ein Bischen schlafen, Schatz," redete ich ihm heiter zu. „dann wird es viel besser sein. Bis Fritz" — das ist nämlich unser Söhnchen — „aus der Schule heimkommt, wird sich Deine Laune —"

Wieder unterbrach er mich mit unbegreiflicher Heftigkeit.

„Schlafen? Seit wann kann ich bei Tage schlafen? Nein, und mit diesem Fieber — und dann, ich fühle etwas Fürchterliches. — Wenn ich gesund wäre —" bei diesen Worten wurde seine Stimme wieder matter — „würde ich glauben, ich hätte Hunger —"

„Vielleicht hast Du wirklich —"

„Schwätze nicht, Marianne, schwätze nicht. Rulle mich nicht in jene Sorglosigkeit, die Du für gut hältst, in frivoler Weise zur Schau zu tragen, während ich — oh — ooh — unterdrich mich nicht — und mit diesem Fieber soll ich essen — mit diesem Fieber, das mich schüttelt — dieser Hunger ist unnatürlich, Marianne, un — na — türlich —"

„Aber, Julius, Du regst Dich wirklich unnöthig auf."

„Haha. Du möchtest mir wohl in diesem Zustande zu essen geben. — Aber ich will nicht heftig werden, ich muß mich schonen, um dieses elende Leben nicht abzukürzen. Du natürlich meinst, daß ich bis zum Abend — haha. — Und jetzt lasse mich schlafen. Ich will's wenigstens versuchen."

Ohne Widerspruch zu äußern, entfernte ich mich und nahm am Fenster Platz.

Fünf Minuten etwa mochten vergangen sein, als ich hörte, daß Julius meinen Namen stöhnte. Ich eilte zu ihm.

„Willst Du etwas?" fragte ich sanft. Er sah mich mit einem mitleidigen Blicke an.

„Reich mir die Hand, Marianne. — So. — Ich muß Dich auf etwas Trauriges vorbereiten. Wir müssen klar in die Zukunft sehen können. — Gewohne Dich an den Gedanken" — seine Stimme klang gedämpft — „vielleicht werde ich doch am Leben bleiben — so lange man athmet, soll man ja die Hoffnung nicht verlieren" — ein trübes Lächeln — „aber den Fuß werde ich jedenfalls verlieren — das fühle ich. —"

„Unsinn," begütigte ich ihn. „Du bist aufgeregt, oder hattst mich zum Besten."

„Oh," sagte er, sanft wie ein Märtyrer, „wenn man so wie ich gezwungen ist, im Bette zu liegen, dann ist Einem so Manches klar. — Man kommt zum Bewußtsein. —"

„Und Du liegst nun schon seit acht vollen Minuten da —"

Er richtete sich halb auf und schrie, während ihm die Röthe in's Gesicht stieg:

„Seit acht Minuten? Und Du wechselst die Kompresse noch nicht? Du willst wohl —"

Ich war schon hinausgeeilt und nach einer Minute mit einem neuen Umschlage zurück. Als ich diesen anlegte, sah ich, daß die Schwellung auf dem Kniegelenk bedeutend nachgelassen hatte.

„Laß' mich allein, Marianne," sagte er trotzig. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so starrköpfig sein wirst —"

Ich begab mich in's Nebenzimmer und weinte ein Bischen. Ich will's nicht leugnen. Nach dem Schreck, den ich ausgestanden, war ich abgespannt. Meines Mannes Zustand flößte mir durchaus keine Besorgniß ein. Ich wußte, daß er, ungewohnt des kleinsten Schmerzes, und gezwungen, ruhig zu liegen, seine lebhafte Phantasie wacker arbeiten ließ. Er ist Schriftsteller und ein Mensch, der sich ungemein rasch in erträumte Situationen hineinlebt. —

Während ich nachdachte, fiel mir ein, daß irgend eine hübsche Melodie meinem Mann vielleicht besänftigen, seinen Gedanken eine andere Richtung geben würde. Ich setzte mich also an's Klavier und begann zu spielen.

Gleich nach den ersten Takten vernahm ich ein Gepolter, zwei Minuten darauf stand Julius vor mir; seine Augen sprühten vor Zorn, seine Hände ballten sich zu Fäusten. Ich brach das Spiel ab.

„So also," sagte er grimmig, „so also!"

„Ich liege dort auf meinem Schmerzenslager, ich liege im Sterben und meine Frau, Madame Kind, geborene Schimmelbart, setzt sich vergnügt an's Klavier — an's Klavier —"

In diesem Augenblick kam Fritz in's Zimmer. Als er seinen sonst so ruhigen Vater in dieser Aufregung und drohend vor mir aufgepflanzt sah, sprang er auf mich zu.

„Ja, was hat denn Papa?" fragte er verwundert.

„Papa ist krank," sagte ich. „Er hat sich das Knie verletzt und kann nicht gehen."

„Nicht gehen?" meinte der Junge verwundert, „er geht doch."

Bei diesem Kindesworte ging in Julius eine Veränderung vor sich. Er erblaßte und wurde dann roth. Hierauf stampfte er mit dem verletzten Fuß auf die Diele, wurde verlegen und weinte dann kleinlaut:

„Ja, weiß Gott, Marianne — ich glaube — wahrhaftig, ich fühle keinen Schmerz mehr —"

Es läutete.

„Das wird der Arzt sein, um den ich doch geschickt habe," sagte ich mit Genugthuung; „von dem mußt Du Dir sagen lassen, wie hirnverbrannt —"

„Liebste Marianne," bettelte er jetzt, „das mußt Du verhindern, ich kann mich vor dem Manne doch nicht so bloßstellen!"

„Ja, was thun wir mit ihm?" fragte ich betroffen über Julius' Furcht vor dem Arzte. „Er ist nun einmal da."

„Weißt Du," entgegnete er, sich in's Schlafzimmer zurückziehend, „thu' mir die Liebe — lasse Du Dir etwas von ihm verschreiben. Was mich betrifft," schloß er vollends verschwindend, „ich bin gesund bis auf diesen verdächtigen Appetit —"

Ich mußte hell auflachen über die Zumuthung meines Mannes. Indeß, es ging doch nicht an, daß ich uns vor dem Hausarzte in dieser Weise bloßstellte. Ich ließ mich also untersuchen.

* * *

Der Herr Doktor hat zweierlei Krankheiten an mir entdeckt; erstens Blutarmuth, zweitens Rheumatismus im rechten Arm und mir den Rath gegeben, möglichst wenig zu schreiben. Trotzdem sitze ich, während Julius sein Mittagbrod zu sich nimmt — Anna mußte eine Riesen-Omelette zulegen — an meinem Tischchen und schreibe diese lehrreiche Episode zu Nutz und Frommen meiner Leserinnen, beim — Männer krank sind. —

Julius hat seine Todesgedanken natürlich abgeschworen. Es wäre auch schade gewesen, wenn er gestorben wäre, meint er — denn er habe für den Nachmittag eine Skatpartie. — Im Uebrigen möchte ich ihm, sagt er, wenn er sich wieder einmal das Knie verletzen sollte, die Eiskompresse direkt auf den Kopf thun. — Und da soll man dem lieben Menschen böse sein!

Spargel. Zur beginnenden Spargel-Saison hat ein französisches Blatt folgende historische Anekdote ausgegraben: Der leidenschaftlichste Liebhaber der Spargeln war wohl Fontenelle, der als fruchtbarer Schriftsteller bekannte Neffe Corneilles. Fontenelle starb 1757 als Hundertjähriger, und daß er ein so hohes Alter erreichte, das schrieb er wesentlich der gründlichen Spargelkur zu, die er alle Frühjahre durchführte. Nicht minder gern aß die Spargeln der mit ihm befreundete Kardinal-Erzbischof Dubois, und die Beiden hätten ihrer Lust wohl gemeinsam fröhnen können, wenn dem nicht der Umstand entgegengestanden hätte, daß Fontenelle seine Spargeln mit Essig und Oel, Dubois aber mit weißer Sauce zu essen liebte. Eines Tages im Frühjahre hatte Madame de Tencin die beiden Freunde zu Tische geladen. Es gab die ersten Spargeln, und da die Dame den Geschmack der Herren kannte, so hatte sie dem Koch Jean Ordre gegeben, von den Spargeln die eine Hälfte mit Essig und Oel und die andere Hälfte mit weißer Sauce zuzubereiten. Fontenelle hatte sich zuerst zum Essen eingefunden und hatte auch bereits erfahren, wie man es bezüglich der Hauptsache, der Spargeln, angeordnet hatte. Man wartete nur noch auf den Kardinal. Statt seiner aber kam plötzlich die Nachricht, daß der Kardinal einen Schlaganfall bekommen habe und todt sei. „Todt!" rief Alles voll Schrecken. „Todt!" rief auch Fontenelle; dann fügte er bei: „Ist es aber auch wahr?" — „Leider kann kein Zweifel darüber bestehen," erwiderte der Ueberbringer der Nachricht. „Dann kann er also nicht zum Essen kommen?" — „Natürlich nicht," war die Antwort. Da machte Fontenelle einen Satz an die Thüre, riß sie auf und schrie, so laut er konnte, nach der Küche hin: „Jean! Alle Spargeln mit Essig und Oel!"

Kaiser Wilhelms I. einfacher Sinn war bekanntlich jeder Huldigung seiner Person abhold. So hatte Professor Gesellschap ursprünglich die Absicht, den Kaiserbilde auf dem Wandgemälde „Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs" die Züge Kaiser Wilhelms zu geben, was sich aber der Kaiser ausdrücklich verbat. — Etwas Aehnliches erzählt Friedrich Nicolai von Friedrich dem Großen. Zu dem großen Marmorsaal im Neuen Palais malte Vanloo eine Decke, eine Götterversammlung darstellend, in welcher zwei Genien den Namenszug des Königs, mit Lorbeer umkränzt, trugen. Der König sah die Decke nicht eher, als der Saal vollendet war; als er einen Namenszug in dieser Umgebung erblickte, ward er auf's Höchste entrüstet und befahl dessen sofortige Entfernung. Der Maler wußte sich nun nicht anders zu helfen, als eine grüne Decke über den Namenszug zu malen. Wer diesen Umstand nicht kennt, wird sich wundern, daß die Genien den Göttern etwas Verdecktes darbringen.

Werthvolle Erfindungen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele Erfinder durch den Patentschutz große Vermögen erworben haben. Howe z. B., der Erfinder der Nähmaschine, zog von seinem Patent jährlich eine halbe Million Dollars und Wheeler & Wilson für ihre mechanischen Verbesserungen derselben gar eine ganze Million. Col. Green bezog von den Zehntausenden von Farmern, welche seine einfache Erfindung des „driven well" (Eintreiben einer zweizölligen Röhre in den Boden, bis Wasser erreicht ist, und dann Anbringen einer Pumpe) benützten, royalty im Gesammtbetrage von drei Millionen Dollars. George Yeaton, ein armer Rohrstuhlflechter in Vermont, erfand eine Maschine zum Flechten; doch ein anderer stahl ihm die Idee und ließ sie patentiren. Unverdrossen simulirte er weiter, und nach jahrelangem Experimentiren erfand er die bekannten perforirten Stuhlsitze, bestehend aus einer Anzahl dünner Holzbretter von verschiedener Härte, welche zusammengeleimt sind, um ihnen Biegsamkeit zu geben; er gründete eine Aktiengesellschaft zur Herstellung solcher Sitze und zieht jährlich ein fürstliches Einkommen. Der Erfinder der beliebten „stylographic pen" bezieht jährlich $200,000 für sein Patent. Die Gummielastik-Spitze auf Bleistiften hat bereits $100,000 eingetragen. Ein sehr großes Vermögen ist einem Bergmann zugefallen, der einen kleinen Metallverschluß erfand, welcher an beiden Enden der Rock- und Hosentaschen angebracht wird, um dem Druck zu widerstehen, welcher durch das Tragen schwerer Erstücke oder Geräthschaften ausgeübt wird. Aus einer kürzlich stattgehabten Gerichtsverhandlung ging ferner hervor, daß der Erfinder der Metallplatten zum Schutz der Sohlen und Absätze von Schuhen gegen Abnutzung im Jahre 1879 mehr als zwölf Millionen Platten verkaufte und deren Anzahl 1877 schon 143 Millionen erreichte, was einem Gewinn von $1,250,000 entspricht.

Eine noch einträglichere Erfindung ist der „Stopfbeutel," um Strümpfe und Unterkleider zu stopfen und auszubessern. Aber nie brachte eine Erfindung eine größere Summe ein, als die Glasglocke, welche über die Gasflamme gehängt wird, um die Stubendecke zu schonen. Häufig bedarf es einiger Zeit und der Gunst von Umständen, bevor eine Erfindung gewürdigt wird; wer aber Geduld hat, wird oft reichlich dafür entschädigt, so wie es mit den Rollschlittschuhen der Fall war, deren Erfinder $1,000,000 einheimste, obgleich die Erfindung eigentlich erst beachtet wurde, als das Patent beinahe schon abgelaufen war. Die Schraube mit Bohrerspitze hat mehr Reichthum als die meisten Silberminen eingebracht, und jener Amerikaner, der zuerst daran dachte, Messingspitzen auf die Kinderschuhe zu setzen, hat ein großes Vermögen erworben. Der gewöhnliche Nadeleinfädler trug dem Erfinder mehr als $10,000 Jahresrente ein. Wenige Erfindungen bringen so viel ein, wie patentirte Spielsachen: das beliebte Spielzeug „Der Rotoer-Ball," ein hölzerner Ball, verschaffte dem Patentinhaber eine jährliche Rente von $50,000 und die Erfindung der „tanzenden Mrahe" dem ihrigen eine solche von $75,000.

Von den guten alten Zeiten.

Die Geschichte von den guten alten Zeiten kann man einem vernünftigen Menschen schon längst nicht mehr aufbinden, denn sie wird zu eitel Dunst, wenn man sie im Licht der wirklichen Geschichte, der Geschichte vom Entwickelungsgang der Menschheit betrachtet. Nicht nur schreitet der menschliche Geist in der Erkenntniß von Stufe zu Stufe empor, sondern auch die Moralität kräftigt sich auf einer immer breiteren Grundlage. Wohl zetern viele von uns Gegenwärtigen laut über mancherlei Ausschreitungen. Aber diese Ausschreitungen fallen uns eben deshalb so auf, weil sie eine andere Abstufung unseres allgemeinen sittlichen Niveaus bilden, während sie sich früher von dem Grundbild unserer sozialen Zustände durchaus nicht merklich unterschieden.

Der Beweis für diese Behauptungen ist leicht erhältlich, wenn man sich nur die Mühe gibt, ein wenig Geschichte zu studiren. Zu allgemeiner, populärer Form aber ist die Sittengeschichte der guten alten Zeit nur von wenig Autoren zur Darstellung gebracht worden. Am besten sind wir noch mit jenen früheren Zuständen in Frankreich bekannt, weil die französischen Schriftsteller jene falsche Pietät nicht üben, welche darin besteht, die Vorfahren weiß zu waschen, indem wir uns selbst beschmutzen.

In einem jüngst erschienenen derartigen Werke finden wir eine Reihe von interessanten Angaben über den Kulturzustand der sogenannten Gesellschaft im 18. Jahrhundert.

Wir übergehen die sattsam bekannte Mätressenwirthschaft jener Zeit.

Mit den Kindern machte man dazumal wenig Umstände; sie wurden als eine Last betrachtet und durften sich nur selten ihren Eltern nahen. Oft wurde ihnen das Nothwendigste vorenthalten. So ließ ein notorischer Millionär sein Töchterchen, ohne Schuhe und Strümpfe umhergehen und in einer ungeheizten Dachkammer wohnen. Ein Herzog schreibt in seinen Memoiren: „Mangelnd es wir allen Kindern meines Standes und Alters. Ich hatte die schönsten Kleider zum Ausgehen, zu Hause bekam ich Fetzen und mußte hungern," und der Prinz von Ligne sagte einmal: „Ich weiß nicht, warum mein Vater mich haßte, wir kannten uns ja kaum. Es ist ja allerdings nicht recht Mode, ein guter Vater und ein guter Mann zu sein."

Die größte Sorge der Eltern war, sich so bald als möglich der Kinder zu entledigen, indem man sie entweder in ein Kloster treckte oder in ganz jungen Jahren verheirathete. Ein Mädchen aus der Aristokratie, das mit 16 Jahren noch nicht verheirathet war, lief Gefahr, eine alte Jungfer genannt zu werden.

Heirathen im Alter von 15 Jahren waren etwas Alltägliches. Viele heirathten mit 14, 13, 12, ja sogar 11 Jahren. Das heirathsfähige Alter nach den Vorschriften der Kirche war: 14 Jahre für Knaben, 12 Jahre für die Mädchen!

Daß in solchen jungen Ehen die Schwiegermutter eine große Rolle spielte, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Dieselbe begnügte sich aber nicht wie jetzt damit, das Leben ihres Schwiegersohnes zu vergiften, sondern vergiftete diesen oft selbst, theils um einen erbitterten Feind los zu sein, theils um der Tochter Gelegenheit zu geben, eine neue, vortheilhaftere Ehe einzugehen.

Niemals wurden wohl mehr Vernunftehen geschlossen als in der guten alten Zeit, und das Ideal eines jungen Mädchens war ein recht alter, reicher Mann. Fräulein de la Roue wird im Alter von dreizehn Jahren an einen Mann von fünfundfünfzig verheirathet. Nach Jahresfrist wird sie Wittwe und heirathet einen Mann von achtzig Jahren, weil er reich, später einen Mann von sechzig, weil er den Rang eines Marschalls bekleidet.

Frauen, die ihre Männer durch Gift um's Leben brachten, sind nichts Seltenes, noch häufiger werden sie selbst aber auf diese Weise von ihren Gatten ins Jenseits befördert.

Ein für die Zeit charakteristisches, sehr kostbares und nützliches Neujahrsgeschenk — war ein Fläschchen Gegengift.

Von den feinen Formen jener Zeit bekommt man einen deutlichen Begriff, wenn man die damaligen Bücher „des guten Tones" durchblättert. Als erste Regel gatt es, „sich das Haar zu kämmen," bevor man in Gesellschaft ging. Die Hände „mußten täglich gewaschen werden, das Gesicht fast ebenso oft." Die Nase, welche sich die feinsten Herrschaften mit den Fingern schnäuzten, mußte, laut dem „guten Ton," mit den „Fingern der linken Hand geschnäuzt werden" u. s. w. u. s. w.

Daß sich die Herren und Damen des Hofes am Tische betranken und dann unter den Tischen hervorgeholt werden mußten, war damals nichts Seltenes, ebenso alltäglich war falsches Spielen, das man sich sogar am Spieltische des Königs erlaubte und das Einem kaum einen leichten Verweis eintrug. Die Herzogin de la Ferte, eine der stolzesten Damen bei Hofe, versammelte im Sommer all' ihre Dienstboten und Lieferanten (wie Bäcker, Schlächter rc.) um sich und spielte mit ihnen Karten, wobei sie dieselben in der ungeniertesten Weise betrog und dies auch offen zugab, mit der Entschuldigung: die Leute bestehlen mich derartig, daß ich sie einmal betrügen kann!

Wem gehört er? Ein salomonisches Urtheil wurde kürzlich von dem Schutzen in Projersteten gefällt. Der Kläger war ein Lumpensammler Knoll, der mit einem von einem großen schwarzen Hunde gezogenen Karren auf dem Lande umherzog. Der Verklagte war seines Zeichens Scherenschleifer und hieß Paul. Der Streit drehte sich um den großen Köter. Der Scherenschleifer behauptete in überzeugender Weise, daß ihm der Hund gehöre, er sei ihm in Gohseiten, wo er mit dem Lumpensammler K. zusammen getroffen sei, gestohlen worden. K. bewies aber auf's Klarste, daß der Hund sein Eigenthum sei. Der Schulze, dem es oblag, den Streit zu schlichten, kündigte, nachdem alles Forschen nach dem wirklichen Eigenthümer vergebens gewesen, an, daß er jetzt dem Hunde das Wort geben, das heißt von dem Zutritt des Thieres den Streit entscheiden lassen würde. Auf Befehl des Richters mußte sich K. rechts, P. links vom Tische des Schulzen aufstellen, von beiden gleich entfernt der Hund. „Bei der Zahl drei," so führte der Richter aus, „laßt der Nachtwächter, der den Hund so lange an einem Strick gehalten, diesen los, und Sie beide werden gleichzeitig pfeifen. Derjenige, auf dessen Pfiff der Hund hört, wird das Thier behalten, denn es wird offenbar seinem rechtmäßigen Besitzer zulaufen." So wurde es denn auch gemacht. Der Hund wandte zuerst den Kopf nach K. und ließ wuthendes Knurren hören, dann nach P., indem er diesem die Zähne wies. Dann machte er plötzlich einen Sprung und war wie der Blitz zur Thür hinaus. „Dachte ich doch, daß der Hund gestohlen war!" sagte der Richter und zeigte später beide Streitenden wegen Diebstahls an.

Tönende Sonnenstrahlen. Man hat die Entdeckung gemacht, daß ein Sonnenstrahl unter gewissen Bedingungen einen Ton erzeugen kann. Man läßt den Strahl in ein Glasgefäß fallen, welches Lampenschwarz, farbige Seide oder Wolle enthält. Bringt man nun eine mit Einschnitten versehene, metallene, in schnellen Drehungen befindliche Scheibe so an, daß sie den Sonnenstrahl durchschneidet und abwechselnd Schatten und Lichtblitze in das Glasgefäß fallen läßt, so wird man, wenn man das Ohr an dasselbe legt, seltsame Töne im Innern desselben vernehmen, sobald ein Lichtblitz hineinfällt. Noch interessanter ist das Experiment, wenn man den Sonnenstrahl durch ein Prisma, welches oberhalb der Scheibe angebracht ist, als Lichtblitze in den Farben des Regenbogens in das Glasgefäß fallen läßt. Hält man das Ohr an letzteres, so wird man ebenfalls Töne vernehmen, doch immer nur von einzelnen Theilen des farbigen Strahles ausgehend, während die anderen Theile stumm bleiben.

In Porterville, Cal., gibt es einen Aprikosenbaum von fünf Fuß und neun Zoll Umfang.

Die große Kathedrale in Mexiko ist die größte in Amerika und hat $2,000,000 gekostet.

Ein Bürger in Newcastle, Pa., hat drei Kröten zur Jagd auf „Cockroaches" abgerichtet.

Sämmtliche Goldgruben der Welt fördern zusammen jede Woche 50,000 Pfund Gold.

Neulich befand sich unter den Postsendungen in dem New Yorker Postamte ein menschlicher Schädel.

Ein Riesenkaninchen mit 27½ Zoll langen und 7½ Zoll breiten Ohren wurde jüngst in England für $130 verkauft.

Der Grund und Boden, auf welchem jetzt die Stadt Boston steht, wurde 1635 von John Blackstone für $150 verkauft.

Im County Glynn in Georgia lebt eine Einsiedlerin, welche in den letzten Jahren nur mit drei Personen gesprochen hat.

Ein sozialistischer Musterstaat.

Ueber das Projekt der Begründung einer sozialistischen Kolonie in Panama hat einer der Hauptleiter der Unternehmung, M. Roldes, der Pariser „Justice" folgende Mittheilungen gemacht: Die Kolonie soll begründet werden, um die Durchführbarkeit der sozialistischen Theorien zu beweisen und namentlich darzuthun, daß das Leben im sozialistischen Staat keine Verminderung der individuellen Energie zur Folge habe. Als Hauptteinnahmequelle für die Kolonie ist die Landwirthschaft in Aussicht genommen. Der Bau von Kaffee, Mais und Reis, sowie Viehzucht sollen betrieben werden. Es gibt einen zweifachen Vertheilungsmodus für die Produkte. Jedes Individuum, dem im Voraus für alle Produkte beim Schatze der Gesellschaft ein Konto eröffnet ist, verausgabt in freier Weise die jährlich festgesetzte Summe. Dieses System, welches Bellamy in seinem Buche anzeigt, kann nicht auf ein junges Gemeinwesen Anwendung finden, welches in Ermangelung der nöthigen Einkünfte, seinen Mitgliedern nicht alle von ihnen geforderten physischen und geistigen Befriedigungen zusichern kann. Es ist daher ein zweiter Vertheilungsmodus projektirt, nach welchem aus den Produkten zuerst die sozialen Auflagen gedeckt werden; der Rest wird dann an die Mitglieder zur freien Verwendung ausgetheilt. Außerdem wird eine Geldsumme festgesetzt werden, welche jedes Mitglied im Laufe des Jahres nach seinem Belieben ausgeben kann. Die Unternehmung rechnet auf zahlreiche Beiträge und eine Regierungssubvention. Achtzig Personen haben sich schon bereit erklärt, als Mitglieder der Kolonie beizutreten. Es wird ihnen freie Rückkehr in die Heimath garantirt. Das Strafgesetzbuch der neuen Kolonie wird sehr einfach sein und nur den Tadel und die Ausschließung umfassen.

Heuschrecken in Westafrika.

Nach einem im „Deutschen Kolonialblatt" mitgetheilten Bericht des Premierlieutenants Herold, Leiters der Station Misahöhe, haben am 9., 17. und 23. Januar mächtige Heuschreckenschwärme ganz Agome in solchen Massen überzogen, daß thatsächlich der Horizont davon bedeckt war und die Sonne verdunkelt wurde. Die Eingeborenen — so bemerkt Lieutenant Herold — welche glücklich die Reiserute beendet hatten, machten Jagd auf diese seit